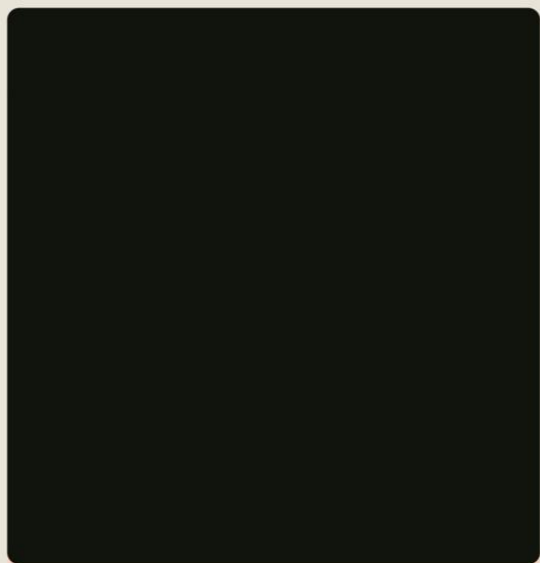


Johan Harstad



UNTER DEM PFLASTER LIEGT DER STRAND

Johan Harstad
Unter dem Pflaster liegt der Strand

Johan Harstad

**UNTER
DEM PFLASTER
LIEGT DER
STRAND**

Aus dem Norwegischen
von Ursel Allenstein und Stefan Pluschkat

claassen



**Wir verpflichten uns zu
Nachhaltigkeit**
ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Originalausgabe erschien 2024
unter dem Titel *Under brosteinen, stranden!*
bei Gyldendal Norsk Forlag, Oslo.



Diese Übersetzung wurde mit finanzieller Unterstützung
von NORLA, Norwegian Literature Abroad, veröffentlicht.

Die Arbeit der Übersetzer:innen am vorliegenden Text
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

claassen ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein.de

ISBN: 978-3-546-10106-6

© 2024 by Johan Harstad

© 2025 der deutschen Ausgabe:

Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Gesetzt aus der Sabon LT Pro

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

*If you could do it all again
Big deal, so what?
Please let me know
When you've had enough*

Dawn Chorus – Thom Yorke



»Atome sind was für Leute, die das große Ganze nicht sehen.«
Ich weiß nicht, wer das sagt.

Dies ist keine Stadt. Es ist die Illusion einer Stadt. Trotzdem bewegen wir uns in ihr voran, ganz langsam, an einem Juninachmittag im dichten Berufsverkehr. Ich sitze auf einer harten Plastikbank im offenen Oberdeck eines gelblichen Busses, zusammengepfert mit den anderen Teilnehmern der IAEA-Konferenz 2018 *Neue europäische Denkansätze für den Umgang mit Kernbrennstoffen und anderen radioaktiven Abfällen*, eine viertägige, in einem anonymen Saal im ersten Stock des *Hilton* in der Ulica Grzybowska abgehaltene Veranstaltung, auf die ich mich zur Verwunderung der meisten Außenstehenden bereits gefreut habe, als die Einladung kam und unser Haus in Pori noch von dichtem Schnee umgeben war und Ebba und ich glaubten, dieses Mal würde der finnische Winter ganz sicher nicht weichen. *In Finnland ist selbst die Natur schwerfällig*, Ingmar, sagt sie oft. Ab und zu winken die Einheimischen unten auf den Bürgersteigen zu uns herauf, fast ausschließlich Teenager und meistens Mädchen, eine freundliche Geste und Veralberung zugleich, denke ich, und Gelegenheit zum Denken habe ich genug, denn ich überrage die meisten anderen Konferenzteilnehmer um einen Kopf und diene als Blitzableiter für die ambivalente Aufmerksamkeit, die uns zuteilwird. Auf den Plätzen ringsherum

schlafen ältere Kollegen mit offenem Mund und geben sporadische Schnarcher von sich, immer wenn der Bus die Fahrtrichtung ändert. Einige jüngere Kollegen verrenken sich nach links, um Bilder vom ehemaligen jüdischen Ghetto zu machen, doch die allermeisten unterhalten sich lieber, als darauf zu achten, wo wir gerade vorbeifahren, oder der Reiseführerin vor uns dabei zuzuhören, wie sie tapfer in holperigem Englisch versucht, ihre auswendig gelernten Informationen durch eine defekte Lautsprecheranlage zu verbreiten, die ohnehin viel zu leise ist und noch dazu jedes Mal für ein paar Sekunden ausfällt, wenn der Bus beschleunigt und uns tiefer ins Innere von Warschau bringt.

Bis auf ein paar Individualisten und den einen oder anderen emeritierten Professor, der sich für solchen Blödsinn zu schade ist, sind wir alle mit den grünen Caps ausgestattet, die bei der Registrierung verteilt wurden, mit dem Aufdruck *LET'S TALK TRASH* in großen weißen Lettern, und im Zusammenspiel mit dem gemieteten Sightseeingbus und der Tatsache, dass 65 der 73 Fahrgäste männlich und so gut wie alle über 40 sind, erstaunt es wenig, dass wir in der Bevölkerung nicht unbedingt Begeisterungstürme auslösen. Selbst die Reiseführerin lässt ihren Blick meistens auf Gebäuden ruhen, die sie schon hundertmal gesehen und beschrieben haben muss, anstatt diese Landschaft aus Individuen mittleren Alters zu betrachten, deren Kopfbedeckung bestenfalls eine doppeldeutige Botschaft vermittelt.

Für uns ist das nichts Neues. Es ist immer so. Wir alle kennen die umherflackernden Blicke und Reaktionen vom Typ *interessant ...* und das Ausbleiben jedweder Folgefrage, wenn wir erzählen, was wir beruflich machen. Den Leuten wäre es lieber, wir würden eine Stunde lang versuchen, ihnen Versicherungen anzudrehen. Keiner will mehr über die Vor- und Nachteile des KBS-3-Verfahrens und mögliche Korrosionsprobleme in Kupferkanistern erfahren, den meisten genügt wohl schon der Begriff *Radioaktiver Abfall*, um Bilder von Männern in Ölzeug,

Bleischürze, Gummistiefeln und Gasmaske zu evozieren, die schweigend und mit großen Schaufeln in einer teerähnlichen Substanz umherwaten, und oft beschleicht uns das Gefühl, bei größeren Tischgesellschaften würden sich die anderen Gäste lieber etwas weiter wegsetzen, als wäre unsere Tätigkeit ansteckend oder würde das schlummernde schlechte Gewissen darüber wachrütteln, dass es in diesem Leben auch etwas wie Konsequenzen gibt. Die meisten haben Tschernobyl vor Augen und würden lieber darauf verzichten. In der Regel stellen wir uns nur mit unserer Berufsbezeichnung und dem Firmennamen vor oder unserem akademischen Grad; wir sind Geologen, Physiker und Ingenieure verschiedener Art oder Professoren an der Fakultät X der Universität Y, auch das kein guter Eisbrecher, aber wenigstens machen die Leute dann einen kleineren Bogen um uns.

Genau deshalb sind diese Konferenzen so wichtig. Deshalb bedeuten diese Einladungen etwas, deshalb freut man sich schon Monate vorher darauf, und es stört einen auch nicht, sich in einer Horde Menschen mit einer Werbecap von irgendeinem offiziellen Sponsor auf dem Kopf vor der ganzen Stadt zum Affen zu machen: Sobald es dunkel wird im Saal und wir begrüßt werden und der erste Redner das Podium betritt, um seinen Eröffnungsvortrag zu halten, sind wir unter Freunden. IAEA, Posiva Oy und SKB, Vertreter der STUK, KTH, DBE, URF, WNA, NEA-OECD, WATEC, NEA-RWMC, NRC, IRPA, KLDRA, GICNT und INMM, UNAEC, WANO, Eurad, COVRA, Minatom, IPFM, unsere Kollegen von der WIPP in der Nähe von Carlsbad, New Mexico, vom ERAM in Sachsen-Anhalt, das einmal ein Salzstock war, in dem KZ-Häftlinge gezwungen wurden, Komponenten für die V1- und V2-Raketen zu bauen, Leute von der Asse II, der HADES, NWF, NWTRB und Kameraden vom abgeblasenen Endlager Yucca Mountain, mit denen wir in Onkalo bei Olkiluoto eng zusammengearbeitet hatten. Ich könnte jetzt ausholen und jedes einzelne Akronym und jede Abkürzung erklären, in welchem Verhältnis sie zu-

einander stehen und wie sie auf beinahe rührend symbiotische Weise zusammenhängen, aber wahrscheinlich ist es dir egal, und das nehme ich dir nicht übel. Es ist okay. Ich bin schlau genug, zu begreifen, dass unsere Tätigkeit bei Außenstehenden nicht gerade für Enthusiasmus sorgt, und unsere undurchschaubaren Buchstabenkombinationen tun ein Übriges. Aber du solltest wissen, dass wir abkürzen, um Zeit zu sparen. Wir sind nicht hier, weil wir dir irgendetwas andrehen wollen, unser Job hängt nicht von Sichtbarkeit und Beliebtheit ab, wir möchten bloß verhindern, dass große Bereiche dieses Planeten eines Tages nur noch für Pflanzen bewohnbar sind, die besser improvisieren und neue Zellen bilden können, die wiederum notwendig sind, um alles am Laufen zu halten. Wir sind stolz auf das, was wir tun. Wir alle hier sind Brüder. Und Schwestern.

In der Cocktailpartywelt sind wir auch deshalb keine beliebten Gesprächspartner, weil unser Gebiet so komplex und deprimierend Worst-Case-Szenario-mäßig ist, dass wir schnell allen anderen den Abend vermiesen, wenn wir allzu euphorisch erklären, was unser Ziel ist. Das liegt nicht nur an den riesigen Mengen hochradioaktiven Materials, das überall auf der Welt provisorisch und auf ziemlich ungeeignete Weise gelagert wird, während man auf zukunftsfähige Lösungen wartet, oder an der Vorstellung, was passieren würde, wenn auch nur einer dieser Behälter, die gerne in situ und haarsträubend dicht an besiedelten Gebieten gelagert werden, seinen Dienst versagt; es hängt auch mit dem Gedanken zusammen, dass die Endlagerung, auf die wir hinarbeiten, die Abfälle unseres Wohlstands für eine Zeitspanne von 10000 bis 100000 Jahren aufbewahren sollte, ohne die Notwendigkeit weiterer Beaufsichtigung, geschützt vor Terroristen und vor anderen Nationen auf der Suche nach waffenfähigen Stoffen und so widerstandsfähig, dass sie jedes Wetter überdauern, genauso wie Erdbeben und Naturkatastrophen und Kriege und hydrostatischen Druck von der nächsten bis zur übernächsten Eiszeit. Die Menschen können sich nur schwer damit abfinden, dass wir nicht für immer hier sein werden. Dass

es wieder kalt werden wird auf dem Planeten, richtig kalt. Dass alles, was wir gebaut und erschaffen haben, verschwinden und vergessen werden wird von dem, was nach uns kommt, was auch immer es sein wird, und dies für die Atome nur eine unbedeutende Änderung darstellt, einen Wimpernschlag. Die meisten Leute denken nicht gerne an den Tod, wenn sie es gerade ein bisschen nett haben wollen.

Die Sache ist, dass wir so nicht denken; nichts von alledem stellt eine Bedrohung für uns dar. Unsere Uhren sind größer, und sie gehen langsamer. Es ist eine Herausforderung, ein Teil unseres Mandats: eine dauerhafte Lösung zu finden; die ersten Menschen zu sein, denen es gelingt, wirklich langfristig zu denken. So zu bauen, dass wir vergessen können. In gewisser Weise sind wir moderne Derrickmen, Cowboys an der äußersten Grenze, die das Land auf eine neue Zeit vorbereiten, und das Vieh, das wir hüten, ist unsichtbar und grast niemals auf grünen Weiden, und das Wasser, das es trinkt, wird für immer verunreinigt bleiben. Trotzdem gibt es auch in unserem Bereich Grenzen, Brüder hin oder her, und sie betreffen vor allem den Verantwortungsbereich, nicht den Status. Die über 70 Personen in dem Sightseeingbus, fast die Hälfte aller Konferenzteilnehmer, fallen durchweg in eine Kategorie, die täglich Helm und Arbeitskleidung trägt; wir sind das Kellervolk, wir sitzen nicht in Vorstandssitzungen und nehmen normalerweise nicht an Banketten teil, wir sind nicht für die Vollfinanzierung der Projekte oder für Berichte an die Regierung zuständig; wir verbringen unsere Tage in den Anlagen und an den Universitäten, wir sitzen in Pausenräumen, die dreckigen Stiefel unter dem Tisch, die Füße in Wollsocken auf dem Stuhl neben uns, kaffeetrinkend zwischen den Schlachten. Wir sitzen ungestört an Fakultäten in Büros mit ausgeblichenen Plakaten von obskuren, verlorenen Kampagnen hinter uns und einem Stullenpaket vor uns; wir sehen uns die Zahlen an, wir kümmern uns um die harte Mathematik und die umständlichen Berechnungen, während die Vorstände in ihren Anzügen alles dafür tun, dass wir

genau damit weitermachen können; viele von ihnen haben die gleiche Ausbildung wie wir und ein Verständnis davon, was auf dem Spiel steht, aber sie haben auch ein etwas anderes Sozialleben, weshalb es ihnen wahrscheinlich weniger verlockend erscheint, mit der Cappy-Familie durch die Straßen Warschaus kutschiert zu werden. Sie müssen zu Besprechungen eilen, beim Mittagessen Hände schütteln und anschließend den Flug nach Wien erreichen. Wir wissen nicht, ob sie diese Mützen mitnehmen oder murmelnd ablehnen, halb von der Hand abgewendet, die sie ihnen reichen möchte, als hätten sie es nicht richtig mitbekommen, weil genau in dem Moment jemand anruft und weil einfach so viel passiert, die ganze Zeit, weil es derart viel zu tun gibt, damit die Welt nicht untergeht.

So wie sich Atome spalten, bilden auch die Konferenzteilnehmer nach Sonnenuntergang sofort neue Fraktionen. Nach dem Ende der Stadtführung, oder wenn der letzte Vortragende vom Rednerpult herunterapplaudiert wurde und alle von ihren Arbeitsgruppen zurückkehren, nach den 90 Minuten, die jedem durchschnittlich zur Verfügung stehen, um ins Hotelzimmer zurückzukehren und die prall mit Informationen, Visitenkarten und eigenen Notizen gefüllte Konferenzmappe abzulegen, sich aufs Sofa fallen zu lassen oder auf den Stuhl (das vorhandene Möbel richtet sich nach der Zimmerkategorie und diese wiederum nach Dienstalder, Position oder Funktion, nach der objektiv eingestuften Bedeutung im Fachgebiet sowie den Reisekostenvorschriften des Unternehmens oder der Institution, die für die Konferenzteilnahme aufkommt) und die Füße genau so lange auf den Tisch zu legen, dass es anschließend Überwindung kostet, wieder aufzustehen, zu duschen und sich auf den Abend vorzubereiten, was auch immer das bedeutet (einige nehmen sich ein Bier aus der Minibar, andere lesen Zeitung), treffen sich die allermeisten Konferenzteilnehmer wie verabredet in der Lobby oder direkt vor dem Hotel, üblicherweise in Gruppen von acht bis zehn Leuten, mal mehr, mal weniger, und steigen in Taxis, die sie zu verschiedenen Restaurants in der Stadt be-

fördern. Es erinnert an einen choreografierten Tanz, wie sich die wartenden Gruppen auf keinen Fall vermischen und nur am Rande Notiz voneinander zu nehmen scheinen und einander kurz zunicken, aber nicht einladend genug, um ins Gespräch zu kommen und dadurch in Situationen zu geraten, in denen einer oder gar mehrere dazu verleitet werden könnten, kurzfristig zu einer anderen Essensgesellschaft hinzuzustoßen, was die Logistik durcheinanderbringt und mitunter zu Gruppen aus zwei oder drei Notnägeln führt, was durchaus gemütlich sein kann, oder auch peinlich, aber jedenfalls nicht optimal und folglich auch nicht wünschenswert, zumal spontane Improvisationen bei diesem Expertenkreis nicht hoch im Kurs stehen.

Üblicherweise teilen sich die Wissenschaftler in zwei Gruppen, wobei das Alter ein wichtigeres Kriterium zu sein scheint als der Titel: Die jüngeren mit festen Lehraufträgen, die noch Meriten sammeln können, sind im Allgemeinen ziemlich verantwortungsbewusst und kehren vor Mitternacht zurück, damit sie am nächsten Tag um 9:30 Uhr pünktlich zum ersten Vortrag voll konzentriert sind und vorher noch ein letztes Mal die eigenen PowerPoint-Präsentationen durchgehen können. Die Prof. em.se (samt assoziierten Doktoranden) dagegen, Durchschnittsalter 77 Jahre, haben nichts zu verlieren und lassen sich dermaßen volllaufen, dass sie die Assistenz ihrer Assistenten brauchen, um aus den tiefen Chesterfield-Möbeln in den dunkelbraun gehaltenen Etablissements wieder hochzukommen, wenn der neue Tag bereits mehrere Stunden alt ist. Von ihnen hält sowieso niemand vor dem Mittagessen einen Vortrag, und am liebsten erst gegen Ende des Tages, oft ist das sogar die Voraussetzung dafür, dass sie überhaupt teilnehmen, und normalerweise sieht man sie frühestens am Abreisetag im Frühstücksraum, wenn sich der Druck der vergangenen Tage in einer steigenden Angst materialisiert, womöglich den Rückflug zu verpassen. Wo sich die Leute von der IAEA, die Regierungsvertreter und anderen ranghohen Offiziellen, die Vorstände der Energiefirmen und Vorsitzenden diverser Vereine und internationaler Verbände nach Einbruch

der Dunkelheit tummeln, ist schwieriger zu sagen, vermutlich auf etlichen Empfängen und anschließenden Essen in diversen *Chambres séparées* in der Sorte Restaurants, die es nicht nötig haben, ihren Namen in großen leuchtenden Neonlettern über dem Eingang zu verkünden.

Edvard Hella, Ebbas Vater, hat hier streng genommen nichts zu suchen, weil er früher hauptsächlich mit Fusion und nicht mit Fission befasst war, ehe er aus dem Verkehr gezogen und damit beauftragt wurde, Radonmessungen in Stavanger zu überwachen; wegen seiner früheren Mitarbeit am Kubikel-Projekt in Forus wird er aber nach wie vor zu diesen Konferenzen eingeladen, und abends schließt er sich meistens einer kleinen Gruppe ziemlich verwegener IAEA-Leute an, die sich im Reich der Canapés und Cocktails nicht wohlfühlen. Ich glaube, insgeheim würde er eine andere Gesellschaft vorziehen, aber er möchte auch nicht *das Haar in der Suppe* sein, wie er sagt, obwohl für uns beide offensichtlich ist, dass er eigentlich in meine Gruppe gehört, bestehend aus meinen Kollegen aus Onkalo, ein paar Schweden von der SKB und der FSR und manchmal auch Leuten, die Edvard noch aus seiner Zeit in Barsebäck kennt, plus irgendeinem überarbeiteten Nachzügler von der Novarka, den wir in der Lobby aufgabeln, weil seine Freunde einfach ohne ihn losgezogen sind und er der Sohn eines Liquidators ist, der 1986 in der Sperrzone auf dem Dach des Reaktors 3 mit der Schaufel gearbeitet und 8000 Röntgen ins Gesicht bekommen hat, weshalb er (der Sohn) es auf keinen Fall verdient, alleine essen zu müssen. Alle wissen das. Jedenfalls bestehe ich darauf, dass Edvard wenigstens in den Mittagspausen mit uns isst, und der Trick funktioniert immer: Nach einer Weile, wenn er sicher sein kann, bei Tisch so erwünscht zu sein, dass er das ein oder andere Wort über seine eigene Erfahrung verlieren kann und ernst genommen und gehört wird, erinnert er an eine riesige Pflanze, die sich vorsichtig dem Sonnenlicht zuwendet und entfaltet und die ihre Nahrung aus großen Gesprächen über das Allerkleinste zieht, aus den neusten Gerüchten über das ITER-

Projekt in Frankreich und aus seinem Traum von einer Zukunft mit Fusionsreaktoren, die diese ganze Konferenz überflüssig machen würde, von meinem Job ganz zu schweigen. Letzteres wünscht er sich natürlich nicht, das betont er jedes Mal, wenn das Gespräch auf die Frage Kernfusion kontra Kernspaltung kommt, und außerdem, auch darauf legt er Wert, sollen alle am Tisch wissen, dass er mich in erster Linie als einen geschätzten Kollegen ansieht, den er montagabends anrufen kann, um eine Stunde lang über Berufliches zu sprechen, und erst danach als seinen Schwiegersohn, und dass er meine Karriere, falls überhaupt, allenfalls marginal und unwesentlich beeinflusst hat. Das stimmt natürlich nicht, ohne ihn hätte ich diese oder irgendeine andere Konferenz niemals besucht, das wissen wir beide, und manchmal frage ich mich, ob er einfach nur verdrängt hat, dass er sich eigenhändig jenen Gesprächspartner schuf, den er sich immer wünschte, eine Art fachlichen Golem, weil sein Bedürfnis, jemanden zu haben, den er montagabends anrufen kann, um eine Stunde lang über Berufliches zu sprechen und hypothetische Problemstellungen zu diskutieren, nach wie vor so groß ist. Edvard Hella ist der Mann, der mich, während ihm alles genommen wurde, sanft zu einem Studium der Kernphysik und Geologie anschubste und mich später, als Ebba aus Frankreich wiederkam, davon überzeugte, dass unser beider Zukunft in Finnland läge, und sie und mich in seinem alten Volvo 240 Kombi auf jene Autofahrt schickte, die ich immer noch als unsere schönste in Erinnerung habe, in der frühen Herbstsonne und mit null Sicht durch die Heckscheibe, über Suleskard, durch Åmot, vorbei an Seljord und Kongsberg, mit Zwischenhalt in Oslo, in einer Herberge mit viel zu kurzen Betten, und tags darauf weiter gen Osten durch Schweden und Dörfer mit nie gehörten Namen, die es gerade so auf die Karte geschafft haben, bis wir auf Abwege gerieten und im Dunkeln in einem Ort landeten, der passenderweise Mörkret hieß, aber wieder herausfanden, und die Nacht hindurch nach Sundsvall fuhren und hinauf nach Umeå, wo es wieder hell wurde, während wir

an knochentrockenen Baguettes nagten, die ihren Namen nicht verdient hatten, und auf die Fähre nach Vaasa warteten und anschließend wieder abwärtsbrausten, jetzt in Finnland, die Küste entlang an Kristinestad vorbei bis nach Pori; und all das, weil Edvard an den wenigen, aber starken Fäden, die er noch in den Händen hielt, gezogen und die Leute von Teollisuuden Voima überzeugt hatte, mir eine gute Stelle am AKW Olkiluoto zu geben, die mich später zur nur wenige Hundert Meter entfernten Posiva Oy weiterführen sollte, zu meiner Mitarbeit am Ausbau des Endlagers Onkalo für radioaktive Kernbrennstoffe, das in einigen Jahren voll betriebsbereit sein wird. Zweifellos hätte er jede dieser Stellen selbst bekommen. Er wäre überqualifiziert gewesen. Vermutlich wollten sie ihn auch dazu überreden, als er sie kontaktierte, aber er beschloss, in Stavanger die Stellung zu halten und weiterhin diese verhassten Radonmessungen zu beaufsichtigen, damit Ebba und ich an einem der für ihn wichtigsten Projekte der Menschheit teilhaben konnten, noch dazu an diesem, wie er es ausdrückte, *ganz wunderbaren Ort*. Das ist aber nur die halbe Wahrheit. Ich glaube, er schlug das wie auch immer geartete Projektangebot auch aus, weil er fürchtete, sie könnten es ihm wieder wegnehmen, worauf er Onkalo eines Tages den Rücken kehren müsste, so wie es ihm 96 mit dem Kubikel-Bau widerfahren war, und er wäre derjenige, den die Politiker für die ganzen Kosten verantwortlich machen würden, wenn man eines Tages nicht mehr genügend Wählerstimmen dafür einheimste, verbrauchte radioaktive Brennstoffe für die nächsten 100000 Jahre aus dem Weg zu schaffen. Ich glaube, deswegen ruft er uns einmal in der Woche an, immer montags, immer zur gleichen Zeit, er möchte nicht nur hören, wie es seiner Tochter geht, und mit seinen Enkeln über ihren Tag sprechen; er horcht auf das Geräusch von etwas, von dem er weiß, dass es früher oder später wüten wird, wenn man es nicht rechtzeitig vollendet, versiegelt und verlässt.

FÜR DIE FAMILIE HELLA war Finnland kein unbekanntes Terrain, auch Pori nicht. Während wir anderen auf Mallorca billiges Spielzeug kauften, das lange vor unserer Rückreise kaputtging, oder im Legoland anstanden, um auf einem rüddigen Pony mit Druckstellen auf dem Rücken zu reiten, hatten Ebba & Co. mehrere Sommer am langen Sandstrand bei Yyteri verbracht; teils, weil ihr Vater als Gastforscher in Olkiluoto gewesen war, das ein Viertel des landesweiten Stroms produzierte, in erster Linie aber, weil beide Eltern das jährliche Jazzfestival in Pori so schätzten. Wir dagegen verbanden dieses Land nur mit Saufen und Fluchen und Matti Nykänen. Und mit Leuten, die nackt in der Sauna saßen, sich mit Birkenzweigen fast krankenhaushausreif schlugen und anschließend weinten. Für Ebba war es ein kleines Paradies gewesen, und außerdem gehe im Sommer niemand Skispringen, erklärte sie. Bis zu drei Wochen hatten sie im Zelt oder in einer gemieteten Hütte auf dem Campingplatz beim Yyteri-Strand am Stadtrand verbracht, sie hatte sich unzählige Zecken eingefangen, wenn sie mit ihren finnischen Julifreundinnen durch die angrenzenden Wälder rannte, und im Meer schwimmen gelernt, weil sie hoffte, die Biester, die sich an ihr festbissen, so zu ertränken. Dann lernte sie, wie man sie entfernte, weil sie feststellen musste, dass Baden für Zecken gar kein Problem darstellte, und spielte fortan lieber in den Sanddünen, obwohl es eigentlich nicht erlaubt war, weil sie schon damals unter Naturschutz standen. Sie war fünf, sechs, sieben Jahre alt und hatte ein Buch und ihren eigenen Walkman dabei, während ihre Eltern Miles Davis live spielen sahen oder Oscar Peterson, sie kannte die Namen Jukka Perko, Herbert Katz, Esa Pethman und hatte auch ein paar ihrer Konzerte gesehen, es war völlig okay gewesen, aber viel toller war es, wenn die Eltern ohne sie fuhren und die Hüttennachbarin auf sie aufpasste, denn das bedeutete einen ganzen Abend mit denselben Mädchen und dem einen Jungen, mit denen sie auch die Tage verbrachte, nur dass sich jetzt niemand einmischte, was sie im Fernsehen guckte oder wie lange sie badete, oder lange Vorträge

über krebserregende Stoffe in so gut wie allen Süßigkeiten hielt; es gab nur eine finnische Mutter, die sich auf ihren *verdammten Menschenverstand* verließ und überhaupt kein Problem darin sah, jedes Kind mit einer Schale Jauhis Salmiakpastillen auszustatten und einer eigenen rosa Tube Tuubipurkka, gefüllt mit enormen Mengen an Kaugummi, die man sich in den Mund spritzen konnte, um anschließend dagegen anzukauen, bis der Kiefer schmerzte, und immer wenn man nicht aufpasste und etwas davon hinunterschluckte, sagte sie nur, hart und entschieden, sodass man das Gefühl hatte, es wäre nicht schlimm: *An einem Kaugummi ist noch niemand gestorben. Die meisten Leute gehen vor die Hunde, weil die verfluchten Kerle es nicht lassen können, aufeinander loszugehen.*

Ich will es nicht verhehlen: Als wir an diesem ersten Tag im Jahr 2008 in Pori ankamen, wäre ich am liebsten weitergefahren. Die Stadt hatte nichts Wunderbares an sich, und die Farbe des Himmels erinnerte an Industriestahl. Für mich kam das überraschend, ich weiß nicht, warum, ich hatte einfach nur dieses Gefühl, dass etwas nicht stimmte und ich nicht hier sein sollte. Ich würde sogar sagen, ich hasste diesen Ort; er sah aus wie eine Stadt, die von jemandem errichtet worden war, der keine Stadt hatte bauen und auch nicht darin wohnen wollen, eine Stadt, die wegen der Landhebung unfreiwillig vom Meer weggewandert war. Sie widerte mich an mit all ihren Beige- und Grüntönen, die nachts von blinden Malern ausgewählt worden sein mussten, aus Sparsamkeitsgründen. Eine außergewöhnlich bedauernswerte Stadt, wie ein vergessener sowjetischer Außenposten. Ich spazierte lange in ihr herum, während Ebba unser Haus herrichtete, und verlief mich ständig, obwohl die Stadt klein war; zu meiner großen Verärgerung verlief ich mich in Straßen, die alle gleich aussahen, was mir das Gefühl gab, sie würden einfach nur um mich herum dupliziert und generiert, während ich mich weiterbewegte, wie in einem Computerspiel, und jeden Morgen fuhr ich die 50 Kilometer zum Olkiluoto-Kernkraftwerk und sagte wieder und wieder vor mich hin: *Hier*

können wir nicht wohnen. Ich fühlte mich an der Nase herumgeführt, für dumm verkauft, und es war eine Freude, die Stadt hinter mir zu lassen, eine Weile aus ihr weg zu sein und so zu tun, als gäbe es sie nicht, oder umständliche Pläne zu schmieden, wie wir wieder von hier verschwinden und nach Hause zurückkönnten, ohne unsere Karrieren und Träume zu zerstören; manchmal versuchte ich auf dem Rückweg, den Asphalt vor mir zu fokussieren, und vermied es konsequent, den Blick zu heben und sehen zu müssen, wie sich die Stadt erneut näherte; erst wenn ich mich dem Viertel Koivistonluoto näherte und in die Päivärannantie einbog, wo unser Haus vor mir auftauchte, öffnete ich meine Augen wieder ganz. Ich parkte und ging in den Flur, hörte Ebbas Stimme und roch dieselben Düfte, die ich liebte, seit ich in den Neunzigern zum ersten Mal meinen Fuß in das kleine Haus am Breidablikk in Stavanger gesetzt und ihre Mutter kennengelernt hatte. Ich sah Ebbas ganzes Tagwerk, die Möbel, die sie an ihren Platz geräumt und die Wände, die sie gestrichen hatte, in ganz anderen Farben, als es die Stadt dort draußen zu bevorzugen schien, und sobald die Sonne unterging und es dunkel wurde und ich nicht mehr aus den Fenstern blicken und darüber nachdenken konnte, wo wir waren, gab es nur sie und mich und keine Probleme mehr.

Ebba erging es ganz anders, sie hatte bereits eine Beziehung zu diesem Ort. Also blieben wir, und nach und nach gewöhnte auch ich mich ein. Ich gewann die Stadt lieb, weil Ebba sie liebte. Erst unser Haus, dann den Garten, den wir herrichteten und zu einem Ort machten, an dem wir uns wohlfühlten, danach die Sauna im Nebengebäude, gegen die ich erst protestierte, weil sie mir zu sehr wie ein finnisches Stereotyp vorkam, und von der ich seither nicht genug bekommen kann, ich heize sie zwei- bis dreimal in der Woche an und setze mich hinein, stumm und zufrieden, wie die Parodie eines verbissenen finnischen Mannes. In unserem zweiten Sommer hier stutzte ich die Hecke so, dass ich die Nachbarn sah und keinen anderen Ausweg, als mit ihnen zu sprechen. Von da an ergab allmählich

alles einen Sinn, Referenzpunkte entstanden, und die Straßen veränderten sich, die blassen Farben und die anonymen Betongebäude quälten mich nicht mehr, sie wurden durch Straßennamen ersetzt, deren Ursprung ich verstand und die ich mit neuen Freundschaften in Verbindung brachte; durch alte Holzhäuser und Gebäude aus der Neorenaissance, die mir vorher nicht aufgefallen waren; durch den Eindruck, Poris Stärke läge darin, dass sich die Stadt nicht verstellen musste, denn sie schätzte die Menschen mehr als die Fassade, und das reichte allemal. Also gehen wir im Sommer, wenn die Touristen kommen, erhobenen Hauptes durch die Stadt, weil wir ihre Bewohner sind, und im Herbst gibt es nichts Schöneres als die Art und Weise, wie die Lichter des Kinos auf das gefallene Laub entlang der Östra Esplanaden treffen, die sich bis zur Valtakatu und dem Park vor dem Rathaus erstreckt, dann sieht die Allee aus, als würde sie brennen und glühen; und im Winter dieses bläuliche, merkwürdig warme und geborgene Licht der Dämmerung vor dem gelben Holzhaus, wo ich meine Kinder vom Kindergarten abholte und sie freudestrahlend, ja beinahe sprühend vor Begeisterung auf Finnisch und Norwegisch über den nutzlosen, aber schönen Krimskrams redeten, den sie gebastelt hatten, während wir durch den Neuschnee zum Parkplatz gingen, ab und zu bleibe ich noch davor stehen und kann nicht ganz begreifen, wie die Zeit vergangen ist, dass keines von ihnen mehr hier entlanggeht, dass dort drinnen jetzt andere Kinder herumschlurfen, während meine eigenen irgendwo auf dem Schulhof herumhängen oder durch die Straßen zu ihren Freunden radeln oder zurück, und schon in wenigen Jahren werden sie im Herbsdunkel vor dem Kino stehen, die Hände in den Taschen ihrer zu dünnen Jacken vergraben, und sich nicht um das schöne Licht kümmern.

Ebenfalls im Sommer: Ebbas Eltern kommen zu Besuch, seit unserem ersten Jahr markieren sie den Saisonanfang. Erst die Mutter, im Juli, genau rechtzeitig zum Festival, bevor sie wieder nach Helsinki zurückfliegt und mit dem Mietwagen nach Lahti fährt, wo sie angeblich *Leute kennt*, ein paar Tage später kommt